

selbst unter solchen, die stolz darauf sind, lange in den USA gewesen zu sein. Nicht alle, die glauben, fließend englisch reden zu können, vermögen es so überzeugend zu tun, dass auch Kollegen, deren Muttersprache Englisch ist, konzentriert zuzuhören mögen. Es kommt ganz sicher in ihrer Präsentation der eine oder andere sprachliche Fehler vor, der sie stören muss. Auch sei daran erinnert, dass man eine fremde Sprache nur gut beherrschen lernt, wenn man gleichzeitig das Sprachgefühl für die eigene weiterentwickelt.

Halten wir lieber Mass, auch in der Übernahme des Englischen als *lingua franca*. Nur dort englisch, wo die, an welche man sich vorzugsweise wendet, nicht deutsch verstehen. Sind die Adressaten der wissenschaftlichen Autoren unserer Zeitschrift aber wirklich in den USA, in England oder in Skandinavien zu suchen? Sofern die Abstracts in gutem Englisch verfasst werden, können wertvolle Resultate nicht ganz und gar untergehen. Dafür sorgen heute schon die elektronischen Suchmaschinen. Die Majorität derer, für welche klinische Zeitschriften in

unserem Sprachbereich konzipiert waren, werden deutschsprachige Ärzte und Ärztinnen bleiben, Kliniker ebenso wie Praktiker. Auch die praktizierenden Ärzte der deutschsprachigen Schweiz lesen lieber in Deutsch als in Englisch. Wenden wir uns also nach wie vor dem insgesamt 100 Millionen Menschen fassenden deutschen Sprachgebiet wie bisher zu. Auch in Osteuropa verstehen viele noch deutsch und es werden wieder täglich mehr. Selbst die katholische Kirche zelebriert nach beinahe zwei lateinischen Jahrtausenden nun doch in der Sprache derer, die sie zu belehren hofft.

### Literatur

- 1 Habilitationsordnung der Medizinischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- 2 Kindermann G. Hat Deutsch noch Zukunft als Wissenschaftssprache? *Geburtsh Frauenheilk* 1999;59:188-90.
- 3 Martius H. Eröffnungsansprache zum 28. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie, Bad Pyrmont, 1951. *Arch Gynäk* 1951;180:1-14.

## Neudeutsch

E. Taverna

1. Der edle Winnetou sprach deutsch mit sächsischem Akzent. Ihn hätten auch über eine Million Einwanderer verstanden, die von 1850 bis 1860 der alten Welt den Rücken kehrten. Für die 15 Millionen Einwohner von Deutsch-Ostafrika, den Kurilen, den Marianen und Samoa dauerte die koloniale Herrschaft zu wenig lange, um nachhaltige Sprachkenntnisse zu entwickeln. Dafür sorgte der erste grosse Krieg der imperialen Konkurrenten. Dass wenig später die deutsche Sprache die Katastrophe der Nazizeit überlebt hat, ist hingegen schon fast ein Wunder. Heute werben weltweit über hundert Goethe-Institute, davon 12 in den USA, mit dem Vorteil, Kafka, Freud und Einstein in der Originalsprache kennenzulernen. Auf Internet beantworten die angeschlossenen Sprachschulen die selbstgestellte Frage «Why study German?» mit Hinweisen auf Vorteile im Tourismus, Arbeitsmarkt und Handel, Vorteile im direkten Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen, wo die deutschsprachigen den zweiten Platz belegen, sowie zur deutschsprachigen Buchproduktion, die weltweit den dritten Rang verteidigt.

2. Um so erstaunlicher scheint das Buch von Ulrich Ammon, 1998 bei de Gruyter erschienen, mit dem Titel «Ist Deutsch noch internationale Wissenschaftssprache?». Der Autor belegt minutiös, was wir schon erahnen: konkurrenzlos ist die Sprache der «Dichter und Denker» gerade noch in der Assyrologie und Slavistik, in der klassischen Archäologie und klassischen

Philologie. Wo Prestige und Geld entscheiden, hat sich Englisch als erste internationale Publikationssprache durchgesetzt. Immer noch aktuell sind Heinrich Heines spottende Verse aus «Deutschland, ein Wintermärchen»: «Franzosen und Russen gehört das Land – Das Meer gehört den Briten – Wir aber besitzen im Luftreich des Traums – Die Herrschaft unbestritten.» Gründe für den Verlust des einstigen Vorrangs ortet Ammon in zwei verlorenen Weltkriegen, im Zusammenhang von wirtschaftlicher Macht und Forschungserfolgen, in der Globalisierung, die den Gebrauch einer Einheitssprache fördert, und in der Tatsache, dass der «american way of life» heute dominiert. Interessant auch seine Bemerkung, dass die zunehmende fachliche Spezialisierung einen Mangel an Gesprächspartnern bewirkt, was den Gebrauch einer globalen Fachsprache fördert. Englisch sei in diesen Kreisen zum Statussymbol geworden.

3. Letzteres sollte besonders uns Schweizern zu denken geben. Im Jahrmarkt der akademischen Eitelkeiten sind die beliebten Renner wie BAX (bin z'America xsi) oder der «Impact Factor» (Mass für die Anzahl der Zitierungen in Fachzeitschriften) äusserst begehrt. Für alle Dialektsprachigen, die sich mühsam auf dem Parkett der Schriftsprache bewegen, ist die linguistische Verlockung, gleich auf den Highway einzuspüren, wohl unwiderstehlich. Im inländischen Verkehr lässt sich damit auch flotter fahren, statt auf der französischen oder italienischen Kriechspur zu darben. Und weil im Kapitalismus Talente sich gut verkaufen sollen, liefert das nationale Forschungsprogramm die nötigen Argumente. Der frisch gedruckte Schlussbericht nennt den Fremdsprachenunterricht ein rentables Unternehmen. Denn 22 Milliarden Franken oder rund 20 Prozent der Gesamt-

ausgaben von Bund, Kanton und Gemeinden verbraucht unser Bildungssystem. Die Deutschschweizer zahlen für jeden englisch büffelnden Schüler jährlich 696 Franken. Eine Investition, die lohnmässig im Arbeitsmarkt wiederum mit 13 Prozent rentiert, ohne die künftigen Schülergewinne mitzurechnen. Dass unsere Schüler in der eigenen Muttersprache, im europäischen Lesevergleich, schlecht abschneiden, lässt an diesen Investitionen wieder etwas zweifeln.

4. Was spricht eigentlich gegen Englisch als Wissenschaftssprache? Ist sie doch zumindest anfangs leicht zu lernen, ohne lästige Artikel und mühsam Gross- und Kleinzuschreibendes. Zudem für die globale Völkerwanderung ein praktisches Vehikel der Verständigung von Pol zu Pol. Muss man deshalb gleich Frühenglisch in der Primarschule einführen oder Englisch als verbindliche Unterrichtssprache deutschen Universitäten empfehlen? Gäbe es noch einen

Mittelweg? Zum Beispiel erst einmal in der eigenen Sprachwelt mündlich und schriftlich heimisch zu werden, um nicht gleich beim ersten Fremdwort in eine Identitätskrise zu geraten oder dieses mangels eigener Begriffe adoptieren zu wollen? Brauchen wir einen «Verein zur Wahrung der deutschen Sprache» wie in Dortmund gegründet, oder vielleicht besser eine «Académie française», die gleich Bussen verhängt?

Selbstvertrauen entsteht durch Können, durch lebenslanglich erworbene Sprachkompetenz. Spanier, Franzosen, Chinesen und Japaner sind gegenüber der englisch-amerikanischen Wissenschaftssprache selbstbewusster als die deutsche Sprachfamilie. «Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue», schrieb Voltaire vom preussischen Hof, «l'allemand est pour les soldats et pour les chevaux». Die Zeiten ändern sich.

## Kommentar zum «Destillat» von Prof. H. Ludwig

B. Truniger

Eine Entwicklung, die weite Kreise – nicht nur Mediziner und medizinische Wissenschaftler – mit Besorgnis erfüllt! Ich habe einige Hemmungen, mich dazu zu äussern, da ich zu einer «Auslaufgeneration» gehöre, deren Meinung zu dem, was vor uns liegt, im allgemeinen schon zum voraus bekannt und deshalb nicht gefragt ist.

Einerseits ist es eine Tatsache, dass Englisch zur Wissenschaftssprache geworden ist und dass, wer seine besten Früchte in einem Prestigejournal publizieren will, Englisch publizieren muss. Dabei denke ich weniger an die (angewandte) klinische Forschung als an die eigentliche Grundlagenforschung. Weniger verständlich ist, dass, wer weniger gute Arbeiten an den Mann/die Frau zu bringen hat, meint, auch diese Englisch publizieren zu müssen. Vielleicht verhelfen ihm dabei «Citation Index» und «Impact Factor» zu höheren Ehren. Seine Arbeiten werden dadurch nicht besser.

Die Realität sieht wohl ohnehin etwas anders aus: Wer genügend selbstsicher und von seiner Arbeit überzeugt ist, wird sie zunächst einem englisch-

sprachigen Prestigejournal vorlegen. Das schuldet er seinem Ehrgeiz. Kommt er damit nicht an, beginnt das Treppensteigen abwärts und was schliesslich bleibt, ist eine (sehr oft eben nicht so gute) englischsprachige Arbeit in einer für sie nicht geeigneten, z. B. deutschsprachigen Zeitschrift. Was gibt's daran zu ändern – ausser dass auch die deutschsprachigen Zeitschriften gerade bei englischsprachigen Manuskripten und angesichts ihrer mutmasslichen Vorgeschichte Vorsicht und Kritik walten lassen sollten? Dass «english» an wissenschaftlichen Treffen in der Schweiz wie in Deutschland zur Umgangssprache geworden ist, wenn auch nur ein einziger etablierter, nicht deutschsprechender Teilnehmer dabei ist, ist nicht mehr Prof. Ludwigs «Schreckgespenst», sondern Realität.

Ich bin nicht so sicher, dass diese Überlegungen in gleichem Masse für klinische Forschung gelten. Man sollte, denke ich, den klinischen Forschern klar machen können, dass klinische Forschung – einmal abgesehen von NEJM, Lancet und BMJ – im eigenen Sprachbereich wohl den grösseren Widerhall findet, wenn sie auch in der eigenen Sprache veröffentlicht wird. (Ich bin mir dabei bewusst, dass die Grenze zwischen Grundlagen- und klinischer Forschung nicht immer sehr scharf ist.)

Der letzte Nebengedanke ist der Seufzer eines Redaktors: Wenn sich die englischschreibenden Autoren – ob Etablierte oder Anfänger! – nur jederzeit bewusst wären, was für einen Eindruck ein in zweifelhaftem Englisch verfasster Beitrag beim kritischen Leser macht und wie sehr so ein Beitrag gleich auch Zweifel an der wissenschaftlichen Substanz auslöst! Das gilt allerdings genau so für Manuskripte in deutscher Sprache! Das «language polishing» dem jeweiligen Verlag und einem nicht unbedingt sachverständigen «Sprach-Begradiger» zu überlassen, ist seltener die Lösung, für die man sie halten möchte! ... Prof. Ludwigs Sorge ist auch meine Sorge!

Korrespondenz:  
Prof. Dr. B. Truniger  
Schlösslihalde 26  
CH-6006 Luzern